Walter Klier, **Leutnant Pepi zieht in den Krieg. Das Tagebuch des Josef Prochaska**. Roman. Überarbeitete Neuauflage der Erstausgabe von 2008. Limbus Verlag, Innsbruck 2014. 616 Seiten, zahlr. Fotos, 14,90 Euro

»Bis jetzt ist der Krieg ganz lustig«

Ein Familienroman aus Aufzeichnungen

Von Gabriele Weingartner

Josef Prochaska, 1914 ausgezogen in den später so genannten Ersten Weltkrieg und 1918 gesund, wenngleich nicht unverwundet, heimgekehrt, war der Großvater des österreichischen Autors Walter Klier. Seine Tagebücher und Feldpostbriefe stehen im Zentrum von Kliers Roman *Leutnant Pepi zieht in den Krieg*. Die fröhliche Harmlosigkeit des Titels sagt nur über die ersten Monate nach der Einberufung des jungen Offiziers etwas und auch die Bezeichnung »Roman« scheint nicht ganz stimmig. Eher läuft Kliers Methode auf die kakanische Variante von Walter Kempowskis *Echolot* hinaus.

Wie Kempowski ist auch Klier von der bestürzenden Ungleichzeitigkeit von öffentlichem und privatem Leben fasziniert: Zwischen Pepis Erlebnissen tauchen immer wieder Zeitungsmeldungen, Generalstabsberichte und Lexikoneinträge aus der Zeit des untergehenden Habsburgerreiches auf. Deren Verknüpfung betreibt Klier so kunstvoll wie diskret. Mit dem Unterschied freilich, dass die »Lieferanten« des deutschen Autors keine Schriftsteller waren, Klier aber in seinem Großvater einen verkappten Dichter entdeckte.

»Bis jetzt ist der Krieg ganz lustig«, schreibt Pepi seinem Vater auf der ersten Postkarte nach Innsbruck. Und er bleibt auch noch lange gelassen, dieser nicht einmal hurra-patriotisch gesinnte Prochaska, der im zivilen Leben Jurist, Klavierspieler, Fotograf, Skifahrer und Opernliebhaber ist. Auch in den vielen Schützengräben, in denen er sich »häuslich« einrichten muss, will er seine zivile Existenz nicht aufgeben. Und den ersten Schock – den Tod seines ebenfalls einberufenen Bruders – steckt er noch halbwegs »mannhaft« weg. Dann aber wird er doch zermürbt an der »Ostfront«, in Galizien, wo er zweimal verwundet wird, und später, an der »Südfront«, im Stellungskrieg gegen die Italiener, wo er in den Tausender-Höhen der Dolomiten nicht nur »den Feind«, sondern vor allem Lawinen, Frost und seine immer wieder ausbrechende Schwermut bekämpfen muss.

Krieg in Worte zu fassen, ist schwierig. Ernst Jünger hat es versucht: In seinem immer wieder überarbeiteten Tagebuch *In Stahlgewittern* schildert er vor allem sich selbst in kühl-elitärer Attitüde und lässt sich nie in die privaten Karten blicken. Erich Maria Remarque schrieb seinen Bestseller *Im Westen nichts Neues* immerhin aus Sicht der einfachen Soldaten, hat aber selbst nie an Kampfhandlungen teilgenommen. Und Karl Kraus betrieb in seinem Werk *Die letzten Tage der Menschheit* Sprachkritik mit Hilfe von Zitaten und geißelt die Presse als die eigentliche Urheberin des Ersten Weltkriegs.

Dass Klier bald ganz auf die Tagebücher vertraute, anstatt sie nur besserwisserisch auszubeuten, lag an Pepis sanftem Charisma. Zunehmend wächst er einem ans Herz, weil er so tapfer seine zivilen Tugenden verteidigt. Er lässt sich seinen Malkasten schicken, küsst seinem »lieben Papa« am Ende seiner Briefe die Hand, lernt Rumänisch und Ungarisch, damit er sich in der Armee, in der er dient, adäquat verständigen kann. In den von Jünger beschriebenen Blutrausch gerät er nie. Aber auch Zweifel erlaubt er sich keine, nicht solche jedenfalls, die über Kritik an der Trägheit seiner Vorgesetzten hinausgehen. Pepi bleibt brav, so brav, wie sich im *Zauberberg* Hans Castorp seinen Vetter Joachim imaginiert, der in den Krieg ziehen wollte und dann doch »als Soldat und brav« im Bett sterben musste.

Aus der Tatsache, dass Prochaska der Tod von Kaiser Franz Josef keine drei Sätze wert ist, lässt sich jedenfalls nicht schließen, dass er den Untergang der Monarchie herbeisehnte. Politik interessiert ihn nicht. Aber er beschreibt den Krieg: mitsamt den Läusen, dem Durchfall, den zerstörten Dörfern, den zerfetzten Leichen und neben ihm einschlagenden Kugeln, drastisch, mit hoher sprachlicher Präzision. Daneben schwärmt er seitenlang von der Einsamkeit galizischer Urwälder und deren pflanzlicher Vielfalt. Er stößt auf Urweltfunde, notiert, katalogisiert, schildert das Elmsfeuer im Hochgebirge, ein Phänomen, das die Welt in bläuliche Strahlung versetzt. Und er dokumentiert sein Leben durch Fotos, weil er meint, dass Sprache nicht ausreicht, um vom Krieg zu berichten. Wobei dies nicht stimmt. Pepis Notate sind viel klarer als alles, was von seinen Fotos übrigblieb. Einige davon bilden den letzten Teil von Kliers »Roman«, der keiner ist.